

SIG-Delegiertentag vom 8. Mai 2013

Rede von Alfred Bodenheimer

Religion in der säkularen Gesellschaft

Vor zwölf Jahren, ich war damals noch Lehr- und Forschungsbeauftragter an der Universität Luzern, bekam ich von zwei Zürcher Gymnasien eine Anfrage, während der Semesterferien Stellvertretungen für ausfallende Deutschlehrerinnen zu übernehmen. Da die Universität dies guthies und es einen hübschen Nebenverdienst einbrachte, begab ich mich für einige Wochen weg von den Jüdischen Studien und in mein angestammtes Studiengebiet der deutschen Literatur hinein, die ich mit 16-18jährigen Gymnasiasten zusammen erarbeitete. Da ich hier als Deutschlehrer tätig war und alle weiteren ideologischen oder religiösen Fragestellungen draussen halten wollte, unterrichtete ich an den Schulen, anders als an der Universität, ohne Kippa. Der Unterricht machte grossen Spass und forderte mich, wir lasen in den unterschiedlichen Klassen etliche Klassiker wie Schiller, Lessing, Heine oder auch Dürrenmatt zusammen. Allerdings fiel mir mit der Zeit auf, dass die Schülerinnen und Schüler etliche Anspielungen und Hintergründe der literarischen Texte nicht verstanden, weil sie etwa nicht wussten, wer Jakob und Esau oder wer Samson gewesen waren oder was das Goldene Kalb bedeutete. Ich erklärte ihnen das jeweils geduldig, doch zu einem bestimmten Zeitpunkt liess ich mich in einer der Klassen zu der Aussage hinreissen: „Meine Damen und Herren, Sie müssen die Bibel lesen, sonst verstehen Sie die europäische Kultur nicht.“ Worauf ich, auf Zürichdeutsch, eine Antwort bekam, die, wie Sie feststellen können, bis heute in meiner Erinnerung haftet: „Sie wänd euis ja doch nur zum Chrischtetum bekchehre.“

Eine Aussage, die abgesehen von der Fehleinschätzung ihres Adressaten einige weitere Rückschlüsse zulies, die symptomatischen Charakter hatten: In der Klasse sass, soweit ich mich erinnere, kaum Schülerinnen oder Schüler, die ersichtlich aus religiösen Minderheiten stammten. Die Mitglieder dieser Klasse sahen das Christentum, dem sie oder ihre Eltern grossenteils zumindest formal sogar noch angehört haben dürften, als etwas von seinen Inhalten her Fremdes an. Auch als Bestandteil säkularer Kultur war es ihnen unvertraut, und das Kennenlernen biblischer Stoffe erschien ihnen, wenn sie das auch mit Augenzwinkern formulierten, als Ausflug in letztlich überwundene, kaum mehr relevante Bereiche. Gleichgültigkeit schien gegenüber allem, was entfernt mit Religion zu tun hatte, die angemessenste Haltung zu sein.

Einige Tage danach, gerade während ich an derselben Schule mit der Philosophiewahlfachklasse Nietzsches „Also sprach Zarathustra“ durchnahm und wir über die Bedeutung des berühmten Satzes „Gott ist tot“ sprachen, flog das erste von zwei gekidnappten Linienflugzeugen ins World Trade Center in New York.

Nine/Eleven stellte nicht den ersten, aber den in jeder Hinsicht spektakulärsten und folgenschwersten Anschlag eines gewalttätigen und letztlich nihilistischen Islamismus auf ein Symbol der westlichen Welt dar. Während dieses Ereignis in den USA kurzfristig einen ungeheuren Patriotismus, mittelfristig eine fast hysterische Sicherheitsobsession

und zwei Kriege zur Folge hatte, griff es in Europa mittelbar besonders schwer in die inneren Strukturen der Gesellschaft ein. Aus türkischen Gastarbeitern in Deutschland, nordafrikanischen Einwanderern in Frankreich und gut eingelebten Pakistanis in Grossbritannien wurden über Nacht die europäischen Muslime. Mit Blick auf die Gewalt, die im Namen dieser Religion begangen wurde, geriet eine in sich heterogene Religionsgruppe, deren Wachsen nun mit grossem Unbehagen betrachtet wurde, unter Generalverdacht, Extremismus zu predigen, Schläfer zu beherbergen, zu missionieren und grundsätzlich das Gefüge der europäischen Demokratien unterminieren zu wollen.

Die Faszination des Schreckens, die sich nun für viele Europäer über den Islam legte, verband sich mit der weitverbreiteten Religionsmüdigkeit des Säkularismus.

Wer zunächst vermutete hatte, die europäische Gesellschaft würde in ihrer Angst vor einem Vormarsch des Islam eine Renaissance des Christentums erleben, sah sich, zumindest was die Mehrheit der Bevölkerung betrifft, getäuscht. Jenseits der Minderheiten, die sich eher freikirchlich orientierten oder zum Islam konvertierten, reagierten grosse Teile der europäischen Bevölkerung mit einem wachsenden Vorbehalt gegenüber dem, was sie als organisierte, institutionalisierte monotheistische Religion überhaupt wahrnahmen.

Intellektuelle Schützenhilfe kam etwa von Jan Assmanns Kritik der „Mosaischen Unterscheidung“, die prinzipiell den Eingottglauben einer rigiden und nicht selten brutalen Selektion in Gläubige und Nichtgläubige beschuldigte, oder von Richard Dawkins, der von Gott als ebenso absurder wie verheerender Phantasmagorie und von Religion insgesamt als der „Wurzel allen Übels“ sprach. Die Generation jener Jugendlichen, die nicht wussten, was in der Bibel stand und zum Christentum ihrer Vorfahren nur noch wenig oder keine Beziehung mehr hatten, wurde mit einer Fülle von Argumenten eingedeckt, die dazu angetan waren, ihre vorherige gutmütige Gleichgültigkeit gegenüber den christlichen Werten und Codes ihrer Vorfahren in Skepsis und Ablehnung gegenüber „Religion“ insgesamt zu verwandeln.

Was Jürgen Habermas vor einigen Jahren als „postsäkulare Gesellschaft“ bezeichnet hat, ist deshalb nicht eine Gesellschaft, die insgesamt ein positiveres Verhältnis zu Religion aufgebaut hat, sondern vielmehr eine Gesellschaft, in der Religion insgesamt eine stark gewachsene Bedeutung besitzt, sei es als Hilfe, Ideal, Wegweiser, Heimat oder aber als Gefahr, Verblendung, Gewaltursache, Machtinstrument.

Dabei wird, zumal in unserer Gesellschaft, die Informationen eher extensiv konsumiert als intensiv verarbeitet, der Begriff „Religion“ auch ziemlich wahllos verwendet, gar nicht zu reden von Religionsnamen wie „Islam“, „Judentum“, „Buddhismus“, die in der Regel pauschalisierend gebraucht oder bestenfalls mit ganz diffusen, von niemandem wirklich verstandenen Differenzierungen (wie etwa im Falle des Judentums ultra-orthodox, traditionell, liberal) versehen werden. Diese Verwischungen sind niemandem wirklich vorzuwerfen, aber sie tragen zur Verunklarung des Bildes von „Religion“ in unserer säkularen oder postsäkularen Gesellschaft bei.

Ich möchte heute abend auf einige Funktionen hinweisen, die Religion in unserer Gesellschaft dennoch oder gerade innehat. Ich meine damit nicht die üblichen Apologien eines Transzendenzangebots, auch nicht die Sinnstiftung, mit der Vertreter von Religionen diese oft legitimieren. All dies wird im zermürbenden Hin und Her des Disputs von Religionsverteidigern und Religionsgegnern bis zur Erschöpfung zerredet – und

letztlich muss man sagen: Argumente der Religionstreue überzeugen meist nur den, der ohnehin überzeugt sein will.

Mein Anliegen ist vielmehr zu analysieren, warum virulent ausbrechende Krisen um Religionen in der Schweiz und dem westlichen Europa sich in der Regel an Minderheiten-Religionen festmachen und was sie meines Erachtens über allgemeinere Befunde unserer Gesellschaft sagen.

Vorweg: Niemand von uns möchte lieber in einem anderen Staatsmodell leben als in dem der säkularen Demokratie. Sie bietet Voraussetzungen des Zusammenlebens, deren Abwesenheit noch in jedem irgendwie anders orientierten System mittel- bis langfristig zu Unmoral, Gewalt und oft auch Blutvergiessen geführt haben. Unser Bekenntnis wie unsere Ausübung einer Religion können wir uns ausserhalb der Prämisse, dass diese von uns frei gewählt sind, nicht vorstellen. Natürlich gibt es für viele Menschen in unserer Gesellschaft sozialen, familiären oder anderen Druck, Religion auszuüben oder eben gerade nicht auszuüben, doch immerhin wissen wir uns als Angehörige eines Staates geschützt, der verpflichtet ist, unsere individuelle Freiheit zur Ausübung von Religion, zur Abstinenz von dieser Ausübung, zum Verlassen einer Religionsgemeinschaft zugunsten einer anderen oder in die Konfessionslosigkeit oder auch zum offenen Bestreiten jeden Sinns von Religion zu verteidigen.

Diese Freiheit allerdings hat ihren Preis. Sie unterstellt Religion nämlich den Normen dessen, was der Staat innerhalb dieser Freiheit definiert. Dass der Staat, oder sagen wir es hier gut schweizerisch: der Souverän den Raum religiöser Entfaltung sehr genau absteckt, hat sich – im wörtlichen Sinne – nicht zuletzt bei der Annahme des Minarettverbots 2009 gezeigt. Dass eine Kollision religiöser Praktiken mit gegenläufigen Prioritäten der Gesellschaft besteht oder herbeigeführt werden kann, wissen die Juden dieses Landes seit Einführung des Schächtverbotes 1893 und haben sie, wie auch die Muslime anhand der Beschneidungsdebatte, die im vergangenen Jahr von Deutschland in die Schweiz schwappte, erfahren.

Gerade die Beschneidungsdebatte hat exemplarisch aufgezeigt, wo die Ursachen jener Grenzen liegen, an die bestimmte Religionsgemeinschaften in der weitgehend säkularen Schweiz stossen können. Das Beispiel ist deshalb von einer gewissen Brisanz, weil gerade mit der Beschneidungsdebatte die Religion dort in den Vordergrund gerückt war, wo sie für viele säkulare Juden, die ihre Söhne beschneiden lassen, höchstens eine sekundäre Rolle spielt. Motive einer Vermittlung von Identität oder Zugehörigkeit spielen oft eine wichtigere oder überhaupt die entscheidende Rolle, auch wenn die Zeremonie selbst in der Regel nach religiösen Vorgaben durchgeführt wird. Wenn ich diese spezifische Debatte, die für den Moment ja ausgestanden zu sein scheint, nochmals heranziehe, dann deshalb, weil sich in ihr für mich einige Fragen von Religion in der säkularen Gesellschaft exemplarisch zeigen lassen. Dies auch insofern, als die Ansprüche und die Ausübung von Religion hier scheinbare Selbstverständlichkeiten unserer Gesellschaft in Frage stellen. Diese Anfragen lassen sich in der jetzigen Situation mit mehr Ruhe und deshalb weniger konfrontativ stellen, als dies noch vor einigen Monaten möglich war.

Ich habe, auch in verschiedenen Publikationen, die ich zur Beschneidungsdebatte verfasste, immer explizit davon abgesehen, einen aggressiven Säkularismus oder gar einen periodisch ausbrechenden Antisemitismus oder Anti-Islamismus als eigentliche

Ursache der ganzen Fragestellung zu betrachten. Selbst wenn ein Teil der Gegner der Knabenbeschneidung hier sicher gerne auf einen fahrenden Zug aufgesprungen ist, um gegen Juden oder Muslime zu agitieren, denke ich, wir vergeben uns wichtige Denkanstösse, wenn wir gewisse Grundlagen gesellschaftlicher Denkprozesse nicht wahrnehmen. Zugleich denke ich, dass die Debatte aus bestimmten, hier nicht weiter auszuführenden Gründen eine eminent deutsche Debatte war, von der nur ein Teil der Intensität und auch der Ursachen in der Schweiz spürbar war, vor allem aufgrund der kulturellen Nähe der Deutschschweiz. In Frankreich war diese Debatte meines Wissens kaum ein Thema, auch in der Romandie weniger als in der deutschsprachigen Schweiz.

Immerhin bleiben folgende Punkte meiner Ansicht nach wichtig:

1. Religionsfreiheit wird in der Schweiz immer noch von der historischen Leitreligion Christentum her definiert. Es ist kein Zufall, wenn in der Bundesverfassung die Freiheit sich positiv in Unterricht und Bekenntnis einer gewählten Religion ausdrückt, religiöse Handlungen aber nur in dem Zusammenhang vorkommen, dass man nicht zu ihnen gezwungen werden darf, aber nicht, dass man in ihrer Ausübung (im Rahmen ethischer Grenzen) explizit frei ist. Sprich: Der Religionsbegriff der Bundesverfassung ist bekenntnisorientiert, während der Bereich ritueller Handlungen grundsätzlich mit Skepsis betrachtet wird. Das entspricht ziemlich genau der Position dessen, was ich pauschalisierend als Glaubensreligion Christentum gegenüber der Gesetzesreligion Judentum benennen möchte.

2. Der Begriff der Menschenrechte ist zum Religionssubstitut der säkularen Gesellschaft geworden. Menschenrechte sind die global gültige Domäne, in denen kompensiert wird, was Ulrich Beck als einen der Schocks der Europäer nach 9/11 bezeichnet hat: Dass nämlich Europas weltweite Rolle als Trendsetter der Religionsentwicklung, bzw. der als vermeintlich zwingend sich ergebender Säkularisierung eine Illusion war. Menschenrechte sind das Erbe Europas, das weltweit überlebt und Gültigkeit besitzt oder zumindest eingefordert werden kann.

Interessant ist, dass sich in den Menschenrechten mit ihrem strikt säkularen Anspruch ein Konzept realisiert, das der Soziologe Emile Durkheim vor gut hundert Jahren als faktisch religiöse Heiligung des Individuums bezeichnet hat. „Diese menschliche Person“, schrieb Durkheim 1912, „deren Definition gleichsam der Prüfstein ist, an dem sich das Gute vom Schlechten unterscheiden muss, wird als heilig betrachtet, sozusagen in der rituellen Bedeutung des Wortes. Sie hat etwas von der transzendenten Majestät, welche die Kirchen zu allen Zeiten ihren Göttern verleihen; man betrachtet sie so, als wäre sie mit dieser mysteriösen Eigenschaft ausgestattet, die um die heiligen Dinge herum eine Leere schafft, die sie dem gewöhnlichen Kontakt und dem allgemeinen Umgang entzieht. Und genau daher kommt der Respekt, der der menschlichen Person entgegengebracht wird. Wer auch immer einem Menschen nach dem Leben trachtet, die Freiheit eines Menschen oder seine Ehre angreift, erfüllt uns mit einem Gefühl des Abscheus, in jenem Punkt analog zu demjenigen Gefühl, das der Gläubige zeigt, der sein Idol profanisiert sieht.“

Es bedurfte zweier Weltkriege und vieler Millionen von Menschen, die ohne jeden Respekt ermordet wurden, bis Durkheims Konzeptbeschreibung tatsächlich in die Grundsätze einer Menschenrechtscharta gegossen wurde. Doch die „Leere“, die als unsichtbarer Kreis um das Individuum gezogen und wodurch es nach Durkheim geheiligt

wird, impliziert ein Menschenbild, das monadisch, in sich selbst eingeschlossen, verfasst ist. Menschenrechte ziehen um jeden von uns einen imaginären Zaun, den ohne unsere Einwilligung zu durchbrechen niemand das Recht hat. Beziehung zum anderen Menschen kann dessen Würde respektieren oder verletzen. Im Grunde aber steht die Unantastbarkeit der Würde des Menschen, wie sie das deutsche Grundgesetz etwa festhält, symbolisch dafür, dass, zynisch formuliert, die soziale Isolierung eines Menschen aus der Sicht der Menschenrechte die grösste Gewähr bietet, diese nicht zu verletzen. Stellen wir dem etwa das ethische Modell des Philosophen Emmanuel Lévinas gegenüber, das „das Antlitz“ des Gegenübers als zentralen Ausdruck von dessen Würde und der eigenen menschlichen Verantwortung formuliert, sind wir meines Erachtens näher bei einem Würde-Konzept, wie es das Judentum versteht: Das Mass der Würde des Anderen definiert sich aus der Beziehung und Verantwortung, die das Gegenüber ihm entgegenbringt. Nicht die Rechte der Armen, Witwen und Waisen oder der Knechte steht in der Bibel im Vordergrund, sondern die Pflicht ihnen gegenüber, ihnen einen Teil der Ernte zu überlassen, bzw. am Schabbat einen Ruhetag zu gewähren. Nicht Rechte des Mitmenschen fordert die Bibel ein, sondern sie fordert vom unmittelbar angesprochenen Zuhörer, diesem Liebe entgegenzubringen – was immer genau damit gemeint sei. Das Subjekt in seinem wörtlichen Ursinne ist der Unterworfenen, derjenige, der anderen Menschen mit der entsprechenden Verantwortung zu begegnen hat.

3. In den letzten Jahren ist unsere Gesellschaft von einer zunehmenden Desillusionierung geprägt, was die Möglichkeiten zur Selbstregulierung politischer, gesellschaftlicher, ökonomischer oder ökologischer Prozesse betrifft. Der Staat wird deshalb immer öfter als letzte Instanz in Anspruch genommen. Auf der Alltagsebene äussert sich das in vielfachen Klagen von Lehrkräften, die erklären, nebst der Vermittlung von Wissen auch elementare erzieherische Aufgaben übernehmen zu müssen, die von vielen Eltern nicht mehr geleistet werden. Auf der politischen Ebene kann man gerade in einem relativ wenig staatsgläubigen Land wie der Schweiz an den Vorgängen der direkten Demokratie unmittelbar erkennen, wie eine wachsende Gesetzesflut vom Volk dem Vertrauen in die unsichtbare Hand der Gesellschaft (um Adam Smith heranzuziehen) vorgezogen wird. Ich erinnere an die Annahme so unterschiedlicher Gesetzesinitiativen wie der Ausschaffungsinitiative, des Minarettverbots, der Zweitwohnungsinitiative oder der Abzockerinitiative in den vergangenen Jahren. Von einer solchen Misstrauenswelle bleiben herkömmliche wertevermittelnde Institutionen wie die Familie oder religiöse Institutionen nicht unberührt. Je länger desto mehr scheint der Staat die einzige Institution zu sein, die über die notwendigen checks and balances verfügt, um gesellschaftlichen Fragen beizukommen. Doch der Staat kann nie mehr sein als ein Gefäss, das im optimalen Falle die Sicherheit, Freiheit und Entfaltungsmöglichkeit seiner Bürgerinnen und Bürger und anderer Bewohnerinnen und Bewohner ermöglicht. Der Reichtum, ökonomisch, kulturell und gesellschaftlich muss immer aus kleineren Institutionen kommen, seien es Mikro-Institutionen wie KMUs und Familien oder grössere wie religiöse Gemeinschaften oder Grossfirmen.

Dies sind, in der gebotenen Kürze, drei miteinander teilweise verbundene Punkte, die eine Herausforderung für die Entwicklung religiöser Vielfalt und familiärer Traditionsvermittlung insgesamt darstellen und in der Beschneidungsdebatte virulent geworden sind. Ich verzichte hier auf etliche weitere Fragestellungen wie etwa die Rolle der Medizin, aber auch der öffentlichen Meinungsbildung, die zu spezifisch auf die Beschneidungsdebatte zugeschnitten wären.

Für die Religion in der säkularen Gesellschaft, die ja als Religion auch nicht statisch verfasst, sondern in den Wandel mit einbezogen ist, bedeutet dies dennoch, dass es geradezu eine ihrer Aufgaben ist, als eines von zahlreichen Elementen der Selbstregulierung unserer Gesellschaft weiter zu bestehen, Impulse zu geben, zuweilen Gegensteuer, getragen von Menschen, die an die Lebendigkeit und Widerständigkeit eigener Lebensmodelle glauben. Keine Religionsgemeinschaft, seien es, um übertragen in ökonomische Begriffswelten zu sprechen, Konzerne wie die Kirche oder KMU wie die jüdische Gemeinschaft, hat heute die Macht, die Gesellschaft nach ihrem Gusto zu gestalten. Das ist mit ein Grund dafür, dass auch die Kirchen hellhöriger, empfänglicher, unterstützender geworden sind für die Anliegen nichtchristlicher Religionsgruppen. Wenn Religion in gewissen Weltgegenden autoritär und gewalttätig auftritt, so spricht das gegen Religion als Machtbasis oder als Selbstrechtfertigung einer über allen anderen Werten stehenden Ideologie, die bis zur Menschenfeindlichkeit und zum Nihilismus ausarten kann. Religionen in unserer Gesellschaft hingegen sind eingebettet in die Diskurse einer Demokratie. Sie bestehen aus Individuen mit sehr heterogenen Vorstellungen, Zielen und Bekenntnissen, aber mit dem Wissen langer und bewährter Traditionen und einer Fokussierung auf das Mitmenschliche hinter sich. Diese Religionen stellen scheinbar unverrückbare Normen in Frage. Sie können Menschenbilder vermitteln, die stärker die zwischenmenschliche Intervention als die Abschottung befürworten. Sie können Verantwortung als Teilnahme interpretieren statt als Hinwegstellen vor der Gefahr etwas falsch zu machen. Und sie können alternative Sorgegemeinschaften stärken wie die Familie oder die Gemeinde. Das ist nicht einfach eine Ergänzung zu dem, was man gerne das staatliche „Angebot“ nennt. Es kann durchaus eine Herausforderung und eine Gegenläufigkeit darstellen, eine Provokation für all jene, die sich vor Gesinnungsbildung fürchten. Doch genau dies auszuhalten, den Gesinnungsbildern Grenzen zu setzen bei ihrer Macht über andere, zugleich der Gesellschaft vielfältige und zugleich manchmal auch sperrige Minderheiten zuzumuten, ist für den Staat mehr als eine Aufgabe der Toleranz. Es hilft ihm, sich dauernd neu zu vermessen, zu verorten, seine Leitplanken von neuem nach ihrem Verlauf zu prüfen. Lange wollten die Religionsgruppen vor allem kompatibel sein mit der säkularen Gesellschaft um sie herum. Seit sie, in der postsäkularen Gesellschaft, gespürt haben, dass das zuweilen schon deshalb nicht geht, weil sie Religionen sind, dass sie anecken, weil es sie gibt, haben sie eine befreiende Sperrigkeit erfahren. Die Sperrigkeit, die das Judentum als Minderheit durch die Geschichte so oft gekannt hat, oft schmerzlich, zuweilen auch spannungsvoll befruchtend, ist heute in gewisser Weise Charakter jeder religiösen Gruppierung. Unsere Demokratie ist stark genug dafür, oder besser: Unsere Demokratie stärkt sich daran.